Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist

Eine Hochdruck-Natriumdampflampe stahlt monochromatisch in einer Wellenlänge von etwa 590 Nanometer. Das erzeugt diesen intensiven gelb-orangen Charakter ihres Lichtes und wo es von einer Oberfläche reflektiert wird und in ein menschliches Auge fällt, löscht es alle anderen Farben aus. Das ist nicht das sprichwörtliche Grau aller Katzen bei Nacht, sondern das Stein-und-Bein-geschworene Grau des eigenen Autos, das sich dennoch nach dem Erlöschen des Lichtes oder dem Hinausfahren aus seinem Schein wieder in das frühere Metallic-Grün zurückverwandelt. Sie haben eine lange Lebensdauer, die Natriumdampflampen, und wurden deshalb in der Vergangenheit in der Straßenbeleuchtung eingesetzt. Zudem ist bei der abgestrahlten Wellenlänge die Kontrastunterscheidung im menschlichen Auge besonders hoch. Man sieht besser, als man es normalerweise tun würde. Manche Dinge. Konturen. Linien. Eine Hofeinfahrt von oben, zum Beispiel, von der gegenüberliegenden Straßenseite aus gesehen, aus dem zweiten Stock, in einer Straße mit Häusern aus der Gründerzeit. Kein Licht in den Fenstern des mehrstöckigen Gebäudes dort auf der anderen Seite, auch im Nachbarhaus nicht. Die breite Flügeltür in den Hinterhof steht offen, die Helligkeit reicht nicht weit ins Innere, in der Tiefe herrscht unnachgiebiges Dunkel. Die Straße ist kaum befahren, eine Einbahnstraße, auch Radfahrer und Fußgänger scheint es zu der frühnächtlichen Stunde nicht zu geben. Still ist es, bewegungslos, zeitlos. Die Ausfahrt des Hofes besteht aus rohem Kopfsteinpflaster, im Unterschied zu den quadratischen, glatten Platten des Bürgersteigs, den sie unterbricht. Das fällt auf, aber nicht so wie das Gleis, das in den Boden eingelassen in der Toreinfahrt beginnt, nach innen führend. Im gelblichen Licht der Natriumdampflampe, die ein oder zwei Stockwerke höher über der Mitte der Straße hängt, an einem Drahtseil von Haus zu Haus gespannt, treten die parallelen Eisenlinien unübersehbar hervor.

Ich deute nach unten.
»Ein Gleis?«, fragt Lene, die mit ihrem Glas Weißwein in der Hand zu mir auf den Balkon getreten ist.
»Ja. Ist doch merkwürdig.«
»Feuer?«, sagt sie, zieht mit den Zähnen eine Zigarette aus der offenen Schachtel in der anderen Hand.
»Wow, das sieht seltsam aus.«
Ich weiß nicht, ob sie die Hofeinfahrt meint oder die grau-in-graue Zigarettenschachtel, das markante Gauloises-Blau verschwunden. Ich gebe ihr Feuer, beobachte wie es das Rot ihrer Lippen für einen Moment zurückkehren lässt.
Aus dem Esszimmer kommt mehrstimmiges Gelächter und Bernd ist zu hören, wie er laut ausruft: »Nie im Leben. So etwas gibt es doch gar nicht.«
Es ist angenehm, diese Heiterkeit, diese Fröhlichkeit beim Abendessen, zu dem Bernd eingeladen hat, uns die neue Wohnung zu zeigen, jetzt, nachdem sie komplett eingerichtet ist. Drei andere Paare außer Lene und mir und den Gastgebern. Niemand, den wir kennen, alle von Bernds Arbeit im Verlag. Ich kann sie sehen am Tisch, durch die Balkontüre, durch die zur Seite gezogenen Vorhänge, durch das dunkle Wohnzimmer hindurch, durch die offenstehende Esszimmertür, wie auf der anderen Seite eines Flusses. Die Ausgelassenheit ist anziehend, durchbricht die monochromatische Stille hier draußen. Lene folgt meinem Blick, bläst den Rauch nach oben in den sternenlosen Himmel.

Dass er keine Ahnung habe, was die Toreinfahrt angehe und das Gleis, meint Bernd, als ich ihn wieder am Tisch darauf anspreche, und Sarah sagt, die beiden Gebäude gegenüber würden irgendwann demnächst renoviert werden und sündhafte teure Eigentumswohnungen. Sie hätten echt Glück gehabt mit ihrer hier.
»Lass uns nachschauen«, sagt Lene.
»Was, jetzt?«, frage ich.
»Warum nicht?«, sagt sie und Marco pflichtet ihr bei, ist schon aufgestanden, lässt Bernds Beteuerung, dass es da nichts zu sehen gebe, nicht gelten.
»Ist doch egal«, sagt er. »Etwas Bewegung nach dem Essen schadet nicht.«

Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist

Henrietta, seine Frau, schließt sich uns an. Die Bewegungsmelder im Treppenhaus lassen das Licht uns voraneilen, lassen es wie den dienstbaren Luftgeist Ariel die Treppe hinunterfliegen, uns voraus, und den ausgedehnten Korridor entlang bis zu Tür. Wir sind gut gelaunt, satt und noch nicht betrunken genug, um kein reales Interesse zu haben an dem, war wir gegenüber finden würden.

»Allee de Maupassant«, sagt Marco und deutet auf das Straßenschild an der Ecke der Kreuzung in der Entfernung, nicht wirklich lesbar von hier. »So typisch Bernd. Wahrscheinlich ist er nur deswegen hierher gezogen.«
»Du«, sagt Henriette, zieht es in die Länge. »Vielleicht eher wegen der Ruhe. Das im Zentrum der Stadt. Hört doch mal.«
Wir stehen im Gelb und Orange in der Mitte der Straße, in der Leere, schweigen, lauschen. Nichts.
»Wenn er nur beim Kochen so fähig wäre wie in der Arbeit«, nimmt Marco seinen Faden wieder auf. »Das hat ja nach nichts geschmeckt.«
»Wirklich?«, sage ich. »Ich fand's beinahe zu stark gewürzt. Allerdings ...«
»Tatsächlich ein Gleis«, unterbricht mich Lene. Ich weiß, sie mag das nicht. Reden über Freunde, wenn sie nicht anwesend sind. Sie ist zur Hofeinfahrt gegangen, starrt ins Dunkle. »Absolut nichts zu sehen.«
Wir treten zu ihr. Vor uns die schwarze Höhlung, undurchdringbar, nur ein paar Meter am Anfang sind erhellt. Der Boden innen sieht wie Fliesen aus, ein kleinformatiger, heller Stein, wie gekachelt. Inmitten dessen das Gleis. Es hört mit dem Erreichen des Ausgangs einfach auf. Ich hole das Handy heraus, aktiviere die Taschenlampenfunktion. Marco ebenso.

Die Einfahrt erstreckt sich weit in die Tiefe, fast wie ein Tunnel. Das Handylicht reicht nicht aus, um das Ende, den Hof dahinter zu erkennen. Ein Schild an der Wand, ›Alroh Reisen‹, kaum lesbar, die Wände sind staubbedeckt, schwarzer Ruß, als wäre hier jahrelang nicht geputzt worden.
»Ich geh da nicht rein«, sagt Henrietta.
»Echt. Nee, komm. Warum?«, fragt Marco, etwas ungehalten, wie mir scheint.
»Ist mir … zu dreckig. Macht ihr mal. Ich warte hier.«
Unsere Schritte hallen nicht wieder, klingen eher gedämpft wie im Nebel. Tiefer und tiefer dringen wir vor in das gleichförmige Innere.
Lene fasst mich am Arm. »So groß kann das Haus doch nicht sein.«
Ein Luftzug kommt aus dem Dunkel, kälter als die noch spätsommerliche warme Luft draußen. Die Haare an meinem Armen stellen sich auf. Dann ein richtiger Windstoß. Eine Strähne von Lenes langem Haar wird mir ins Gesicht geweht. Staub wirbelt auf. Marco muss husten, krümmt sich. Mein Handylicht verlischt, Marcos flackert.
»Dämlich, Akku am Ende«, sage ich. »Hätte ich vorher kontrollieren sollen.«
Ein zweiter Windstoß, Marco hustet wieder und sein Handylicht verlischt auch. Er flucht. Wir stehen in der Dunkelheit, das helle Rechteck des Ausgangs zur Straße zu weit entfernt, um zu beruhigen.
Aus der Tiefe vor uns kommt ein quietschendes Geräusch.
»Lass uns zurückgehen«, flüstert Lene.
»Ohne Licht macht das sowieso keinen Sinn«, sagt Marco und versucht, seine Stimme fest und sicher klingen zu lassen, aber so ganz gelingt es nicht.
Das Quietschen wird lauter, es klingt wie schlecht geölte Wagenräder, wie mühsam vorwärts geschoben.
»Ja, stimmt schon!«, sage ich, bemühe mich erfolglos, es ohne ein Zittern in der Stimme hinzukriegen. Lene hält sich an mir fest und wir hasten, stolpern in der Dunkelheit zurück. Marco ist knapp hinter uns. Wir schaffen es, ohne hinzufallen, und wieder am Eingang bei Henrietta brechen wir alle drei in Gelächter aus. Es klingt ein bisschen hysterisch allerdings. Lene birgt ihren Kopf an meiner Schulter.

Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist

»Was ist denn so lustig?«, fragt Henrietta.
Lene will ihr antworten, dreht sich um zu ihr und Marco. Sie schreit auf, die Augen weit offen, tritt ein paar Schritte zurück.
»Um Himmels Willen, was ist los?«, ruft Henrietta.
Lene reibt sich über das Gesicht, schüttelt den Kopf.
»Fledermaus«, sagt sie dann, immer noch tonlos. »Direkt über unseren Köpfen. Die machen mir Angst.«
»Ach so«, meint Marco, sichtlich erleichtert. »Ich mag sie. Wir sind gerade zurück vom Urlaub. Tolles Hotel in einem Schloss südlich von Locarno, aber für dich wär's nichts, fürchte ich. Fledermäuse überall.«
Er hustet wieder.
»Das hat er auch schon seit Locarno«, sagt Henrietta. »Schluss jetzt, genug Abenteurer gespielt.«
Ich lasse die beiden vorgehen, falle mit Lene am Arm zurück.
»Was soll das?«, sage ich leise. »Du hast keine Angst vor Fledermäusen.«
»Das war auch nicht, was ich gesehen habe.«
»Was sonst?«
»Nichts. Zu viel Alkohol.«
»Was?«
»Nichts.«
Ich sehe ihr in die Augen, sie weicht meinem Blick aus, für einen Moment, dann erwidert sie ihn, ein Flackern der Lider.
»Nur ein Hirngespinst«, sagt sie. »Da war ...«
Sie schweigt.
»Was?«
»Da war … ein alter Mann. Oder Frau, konnte man nicht sagen.«
Sie erschauert.
»In Lumpen. Mund ohne Zähne, offen, rund, wie eine Höhle, und so ein böses Gesicht. So böse der Blick.«
»Wie? Wo? In der Einfahrt? Hinter Marco?«
»Nein.« Sie fängt an, zu zittern. »Auf seinem Rücken, die Arme um seinen Hals geschlungen. Das Gesicht neben seinem. Ich werde verrückt, kein Zweifel.«
»Das ist das Licht«, sage ich. »Das ist so seltsam. Die Straßenlaterne.« Ich deute nach oben. »Das kann einen täuschen, da kann man alles Mögliche sehen, glaub mir.«
Ich glaube es selbst nicht.
»Muss wohl so sein. Gehen wir rauf. Ich brauch einen Schnaps.«
Sie drückt sich an mich. Marco und Henrietta sind inzwischen oben, das Treppenhaus erleuchtet, doch die Aktivierungszeit ist aufgebraucht und während wir hinaufgehen, folgt uns die Dunkelheit. Besser als das Licht draußen, denke ich.

Lene bekommt von Sarah ihren Schnaps. Marco gibt einen witzig-dramatischen Bericht, zeigt auf sein Handy, das funktioniert. Meins auch, stelle ich fest, keineswegs der Akku leer.
»In unserem Keller unten hat man auch null Empfang«, sagt Bernd.
Als ob das was damit zu tun hätte. Aber wie auf Kommando wird es dunkel in der ganzen Wohnung. Nur die Kerzen auf dem Wohnzimmertisch erhellen müde und schwächlich den Raum.
»Stromausfall«, ruft jemand.
»Schon wieder«, sagt Sarah. »Die arbeiten wohl immer noch am Glasfaserkabel.«
»Nein, es ist nur bei euch«, sagt Lene.
Sie ist zum Fenster gegangen, hat den Vorhang zurückgezogen. Das Licht der Straßenlaterne flutet in die Wohnung, hüllt Lene ein. Da! Genau, wie sie es beschrieben hat. Die Person. Das böse Gesicht. Bei Lene. Auf ihrem Rücken. Wieder weg. Alles zieht sich in mir zusammen, ich bekomme keine Luft mehr.

Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist

Jemand stößt mich an, ich fahre zusammen, aber es holt mich zurück in die Wirklichkeit. Es ist Bernd.
»Komm mit mir runter,«, sagt er, eine große Taschenlampe in der Hand herumschwenkend, blendend hell.
»Es muss die Hauptsicherung im Keller sein.«
Ich bin froh über die Ablenkung. Ich sollte bei Lene sein, aber es geht nicht, ich kann es nicht.
Bernd lässt sich Zeit unten, wir probieren Verschiedenes ohne Erfolg. In Wirklichkeit will er reden, mir erzählen von Problemen in der Beziehung mit Sarah. Ich höre nicht richtig zu, kriege die Erscheinung nicht aus dem Kopf. Schließlich halte ich es nicht mehr aus und unterbreche Bernd mitten im Satz.
»Das wird alles nichts, da muss ein Elektriker ran.«
Er ist nicht einmal überrascht.

Die Tür nach draußen steht offen, als wir die Kellertreppe hochkommen. Blaues Licht rotiert über die weißen Wände. Eine Notfalltrageuntersatz auf Rollen steht im Hausflur, dort, wo die Treppe beginnt. Draußen ein Krankenwagen.
»Da muss irgendwo im Haus was passiert sein«, sagt Bernd.
Ich nicke nur.
Trittgeräusche von oben, zwei Sanitäter kommen die Treppe hinunter, tragen jemand auf einer Trage. Henrietta und Lene folgen ihnen, bleich, sprachlos, leuchten den Weg mit Taschenlampen. Bernd macht eine Geste, Unverständnis, Hilflosigkeit. Der Getragene ist Marco, eine Sauerstoffmaske über Mund und Nase. Die Sanitäter legen die Trage auf den Rollenuntersatz, alles schweigend, schieben Marco nach draußen.
»Was ist los?«, fragt Bernd und Lene sagt, er werde von seiner Frau gebraucht. Er lässt uns stehen, läuft nach oben. Henrietta steigt mit den Sanitätern in den Krankenwagen.
»Er hat keine Luft mehr bekommen, auf einmal«, sagt Lene. »Komm, gehen wir, die Party ist vorbei.«
Ich fühle mich, als ob ich schlafwandele. Ich weiß, ich muss ihr von meiner Halluzination erzählen, aber ich bringe es nicht über mich. Jetzt schon gar nicht mehr. Sie scheint es zu merken, beschleunigt die Schritte zum Wagen. Erst mal hier weg, alles Andere später. Ja, das ist gut.
»Hast du den Schlüssel?«, fragt sie, wohl mehr, um das Schweigen zu durchbrechen. Sie dreht sich zu mir, erstarrt, blickt mich erschrocken an, weicht zurück.
»Er ... sie … ist an mir?«, sage ich und versuche, gerade nach vorne zu schauen, nur Lene anzuschauen, nicht Anderes zu sehen, zu vermeiden, was auch immer ich möglicherweise aus den Augenwinkel erblicken könnte.
Lene nickt.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).